

Zimbabwe: Eine Hogner Arztfamilie in Afrika.

Gute Suppe auf kleinem Feuer

«Welcome, welcome! Ev'rybody's happy now...» – Willkommen, willkommen! Alle freuen sich, dass ihr da seid. Das ganze Personal des Musiso-Spitals hat sich in der Eingangshalle versammelt, um den neuen Doktor und seine Familie mit Trommeln und Singen zu begrüßen. Einen solchen Empfang beim Antritt einer neuen Stelle haben wir noch nie erlebt. Hinterher führt uns die Spitalleiterin durch die Gänge. Stolz zeigt uns die schwarze Ordensschwester die Apotheke mit den säuberlich beschrifteten Regalen, das Röntgenzimmer, die einfach bestückten Operationssäle und Krankenzimmer. Überall begegnen uns neugierige Blicke, grüssen Patienten, Angehörigen oder Pflegenden freundlich. Nur auf der Kinderabteilung schlägt ein kleiner Junge entsetzt die Hände vors Gesicht: «Murungu!» – Weisse! – um gleich darauf zwischen den Fingern hindurchzuspähen, tatsächlich, ganz weiss. Wie seltsam.

So sind wir also in Jerera im Südosten von Zimbabwe am Spital der St. Anthony's Mission angekommen und bemühen uns nun, mit dem afrikanischen Alltagsrhythmus vertraut zu werden. Dabei ist die ganze Familie gefordert. Etwa der Arzt im Spital, der täglich mit Problemen und Situationen konfrontiert wird, wie er ihnen in Schweizer Spitälern nie begegnet ist. Tuberkulose, Malaria, Aids, schwierige Geburten und Geschwüre an allen Körperteilen. Sich medizinisch zurechtzufinden ist nicht ganz einfach, trotz der rund dreissig Kilogramm

Fachliteratur, die wir mitgebracht haben. Dabei erstaunt immer wieder, mit wieviel Ruhe und Gelassenheit die Menschen hier gesundheitlichen Schwierigkeiten begegnen. Jener alte Mann, beispielsweise, mit der seltenen Hautkrankheit. Wann es damit angefangen habe, wird er gefragt. Als er dreizehn Jahre alt war, lautet die Antwort. Man müsse das näher untersuchen: »Setzen Sie sich einstweilen hier auf diese Bank.« Darauf fragt der Alte: «Für wieviele Tage?»

Derweil erprobt die Arztfrau zuhause das Leben mit Hausangestellten. Auch dies eine ganz neue Erfahrung. So angenehm es im ersten Moment erscheint, wenn einem gekocht, gewaschen und geputzt wird, es ist doch sehr gewöhnungsbedürftig, tagsüber ständig jemand in und um das Haus zu haben. Zumal man selber auch gerne noch etwas zu tun hätte. Doch wenn man sieht, wie einfach die Menschen hier im ländlichen Zaka Distrikt leben, in grasgedeckten Rundhütten oder simplen Betonwürfeln, oft ohne Strom und fließendes Wasser, mit Süsskartoffeln zum Frühstück und Süsskartoffeln zum Abendbrot, so kann man verstehen, dass von den verhältnismässig stets sehr viel reicheren Weissen gewissermassen erwartet wird, wenigstens einigen von ihnen eine Zeit lang einen Verdienst zu ermöglichen. So gesehen hätte ich gern noch mehr Arbeit zu vergeben.



Und die Kinder? Die vielen neuen Gesichter, alle schwarz, die Sprachen, die sie nicht verstehen, Englisch und Shona – unermüdlich hören sie sich Kassetten von Jörg Schneider an: Pumuckel, Kasperli, bis den Eltern die Ohren dröhnen. Vielleicht vergewissern sie sich auf diese Weise, dass es ihre Welt in Zürcherdeutsch noch gibt. Doch nähern auch sie sich ihrer neuen Umgebung an. Nach zwei, drei Tagen hat die Dreijährige jedenfalls ihr erstes Shona-Wort präsentiert: «Shakanaka – es ist in Ordnung!» Den jeweils folgenden, wohlwollenden Beifall nimmt sie mit selbstgefälligem Lächeln entgegen.

Was uns allen aber den Einstieg ins afrikanische Leben besonders erleichtert: Die gründliche Einführung von Urs Allenspach, Zimbabwebeauftragter von SolidarMed, der Organisation für Entwicklungszusammenarbeit, welche uns hierher geschickt hat. Vor zehn, zwölf Jahren war der heute in Wengen praktizierende Arzt mit seiner Familie am Musiso-Spital tätig. Seine Anekdoten aus jener Zeit werden wir nach seiner Abreise vermissen. Und nicht zu vergessen sind natürlich die drei altgedienten Immensee-Missionare von St. Anthony's, welche die Kindern gleich als Ersatzgrossväter adoptiert haben. Nach jahrzehntelangem Aufenthalt in Afrika kennen sie sich hier besser aus als in der Schweiz: «Die Schweiz? Da weiss man ja kaum mehr, wie man ein Zugbillet lösen soll.» Abgesehen von uns sind sie die einzigen Weissen in der Gegend und unsere Anwesenheit bedeutet willkommene Abwechslung. Besonders im Bezug auf das Jassen: «Da gibt es doch wieder einmal einen Schieber.»

Mit ihrer reichen Erfahrung werden die Immenseer für uns wohl noch oft eine kulturelle Brücke schlagen können. Wie die Leute hier seien? «Geduld haben sie, viel Geduld. Auch dann noch, wenn es uns schon lange den Deckel ‚glupft‘ hat.» In dieser Hinsicht hoffen wir hier noch einiges lernen zu können, für die Arbeit im Spital und auch sonst für das Leben. Wie ein Shona-Sprichwort sagt: «Gute Suppe wird auf kleinem Feuer gekocht.»